

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup> 45.

Vierter Jahrgang.

10. November 1860.

### Inneres Leben.

**O** Menschenherz, wie bist du reich  
An wunderbaren Tönen,  
Die jubelnd singen von dem Glück  
Der Liebe und des Schönen.

Ein zauberhaftes Tönenmeer  
Krauscht auf mit süßem Beben,  
Fühlst du von reiner Erdenluft,  
Dein Inneres sich heben.

Harmonisch hörst du Ton an Ton  
Die Seele dir durchdringen,  
Es strebt dein Geist mit Macht empor,  
Die Himmel zu durchdringen.

Nur tief versteckt im Winkel sitzt  
Ein Dämon voller Tücken,  
Der krächzend stört die Melodie,  
Die aufstimmt das Entzücken.

Es ist der Geist des Widerspruchs,  
Der ew'ge Feind des Reinen,  
Der jede Erdenfreude dir  
Voll Tücke will verneinen.

Er jagt auf deine heit're Stirn  
Des Zweifels düstern Schatten,  
Und läßt des Herzens frohen Drang,  
Inmitt'n der Lust ermatten.

Alein je mehr zum Guten du  
Erhebst deine Schwingen,  
So leichter wird dein frischer Muth  
Des Dämons Macht bezwingen.

Je lauter tönt der Reinheit Lied,  
Das Herz und Seel begeistert,  
So schwächer klingt des Dämons Hohn,  
Bis du ihn ganz bemeistert.

Ja, ringt dein Herz sich gänzlich los  
Vom Staube des Gemeinen,  
Flieht knirschend er das tapf're Herz  
Des Starken und des Reinen.

H. Sallwayen.

### Im Moore.

Erzählung von Fr. Friedrich.

**V**on der westlichen Küste Frankreichs, durch das nördliche  
Deutschland und Rußland bis tief in Sibirien hinein er-

strecken sich einförmige weite Ebenen. Es sind meist hügel-  
und baumlose, öde Strecken, denen man mit Recht den  
Namen, die Wüste Europa's oder die Sahara des Nordens,  
geben könnte. Meilenweit wechselt nur das auf dürrem  
Sande kümmerlich wachsende, rothblühende Haidekraut mit  
der grünen stillen Rasendecke unheimlicher Sümpfe und  
Moore, meilenweit sucht das Auge vergebens nach einer  
Wohnung der Menschen oder einem Baume; nur niedrige,  
halbverkommene Furen und Birken unterbrechen hier und  
dort die Eintönigkeit.

Still wie im Grabe ist es in diesen Gegenden, wenn  
Schnee sie bedeckt; eine weiße glänzende, unabherrschbare Fläche,  
welche kein Weg unterbricht, in welcher keine Spur des  
Menschenfußes, selbst nicht einmal die leichte Fährte eines  
Hasen zu bemerken ist, — es ist Alles still und öde. Etwas  
lieblicher sieht diese Gegend zwar im Sommer aus, wenn  
die Haide blüht und die rothen Blumen sich aus dem dun-  
keln Grün erheben, wenn die Moore und Sümpfe sich mit  
grüner Rasendecke geschmückt haben. Aber still ist es auch  
dann noch hier. Außer dem eintönigen Summen der Bie-  
nen, welche den Honig aus den Haideblumen saugen, außer  
dem unheimlichen Schrei des Sumpfhuhnes und dem leisen  
Rauschen des Windes in dem Schilfe des nahen Moores  
unterbricht nichts die tiefe Einsamkeit.

Diese Einsamkeit ruft aber in dem Wanderer, der sich  
in diese Gegend verirrt, nicht jene ruhige Erhebung und  
Beschaulichkeit hervor, wie sie das Herz am stillen Sommer-  
morgen in einer lieblichen Landschaft erfüllt, sondern es er-  
greift ihn eine unabwendbare Bangigkeit, ein ängstliches  
Verlassensfühlen. Nichts erinnert ihn daran, daß schon ein  
menschlicher Fuß diese Gegend berührt, unbegrenzt erscheint  
ihm die Haide und wehe ihm, wenn er in jene Moore sich  
verirrt, welche sich unheimlich, tödtlich unter seiner üppigen  
Rasendecke verbergen! Dann ist er unrettbar verloren, er  
versinkt in dem schwarzen Moore, der trügerische Rasen  
trägt ihn nicht, stumm, wie er sich öffnete, schließt sich der  
schwarze Schlund wieder, und kein Zeichen bleibt zurück,  
welches verkündete, daß hier ein Menschenleben einsam und  
unbeweint zu Grunde ging. Manchen Menschen haben diese  
tückischen Moore schon verschlungen und schweigen in un-  
heimlicher Ruhe darüber, bis einst, vielleicht nach langen  
Jahren Torfgräber das Gerippe eines Menschen, den sie nie  
gekant, hervorziehen und theilnahmsvoll in die Erde scharren.



Auf dem Grunde des Moores ruhen lange und traurige Geschichten, über seiner Rasendecke ist Alles still.

Deßhalb begrüßt der Wanderer selbst die Schafferden, welche die Haide durchziehen, mit freudigem Auge, denn sie erinnern ihn doch an Menschen, sie gehören Menschen an. Deßhalb beeilt er mit frischem Muthe seine Schritte, wenn er in der Ferne grauen Torfrauch aus dem Dache einer niedrigen Hütte emporsteigen sieht. Aber es kostet ihm Mühe, diese Hütte zu erreichen, zu der oft nur ein einziger schmaler Dammweg führt. Sie scheint inmitten grüner Wiesen zu liegen, aber diese Wiesen sind eben nur trügerische Moordecken, welche nie ein menschlicher Fuß unbefragt betreten. Jene kleine Hütte, auf einer kaum bemerkbaren Anhöhe erbaut, steht sicherer und einsamer da, als eine Insel inmitten des Meeres, denn die Kluthen können durch Rachen durchschnitten werden — der Moor ist für Alles unzugänglich. Und gefährlicher noch, als eine schmale Brücke, ist der Dammweg, denn jeder Fehltritt führt in sicheres Verderben. Selbst die Bewohner solcher Hütten scheuen sich, zur Nachtzeit den Damm zu betreten, obschon sie jahrelang mit der Gefahr vertraut sind. Sie fürchten sich vor den tückischen, verlockenden Moorgeistern, welche als Irrlichter den Wanderer von dem sicheren Pfade locken und ihn da, wo er der Hilfe und dem Schutze der Menschen nahe zu sein glaubt, für ewig in dem Moore begraben. —

In dem kleinen niedrigen Zimmer einer solchen, mitten in einem großen Moore gelegenen Hütte saßen zwei Männer am Tische und spielten Karten. Es war der Torfbauer Stephan und sein Bruder, der frühere Wirth am Wege, der sein Wirthshaus verspielt und vertrunken hatte und nun mit seiner Tochter, der Gretche, bei dem Torfbauer wohnte und sich gleich jenem von dem mühsamen, ärmlichen Geschäfte des Torfstechens nährte.

Die kleine Dellampe, welche auf dem Tische vor den beiden Spielern stand, erhellte das ärmliche Zimmer nur spärlich, und nur dann, wenn der Wind, der über die weite Moorfläche heulend einherfuhr, den Regen an das Fenster warf und pfeifend durch die zerbrochene Scheibe zog, flakferte das Licht etwas heller auf und ließ die Gesichter der beiden Männer deutlich erkennen. Der Eine, der frühere Wirth, war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein Gesicht war breit und geröthet, unter den starken, weißlichen Augenbrauen blickten zwei kleine, graue, stehende Augen hervor und um die geschlossenen Lippen zog sich ein bitteres, höhnisches Lächeln. Die graue schmutzige Mütze, welche er tief über die Stirn gezogen hatte, erhöhte noch den unheimlichen, tückischen Ausdruck des ganzen Gesichts. Seine Gestalt war fast klein, aber stark gebaut, und die weichen, fleischigen Hände verriethen, daß sie nur wenig an die Arbeit gewöhnt waren. Schon aus der unruhigen Hast, mit der er die Karten mischte und pochend auf den Tisch warf, aus dem flüchtigen, verstohlenen Blicke in die Karten seines Gegners, aus der Veränderung, welche jeder Wechsel des

Spieler in seinem Gesichte hervorrief, konnte man den unruhigen schlauen Charakter des Mannes erkennen.

Fast in Allem als ein Gegentheil erschien sein jüngerer Bruder, der Torfbauer. Seine Gestalt war groß und stark, seine Gesichtszüge waren grob und roh, aber es lag eine Gleichgiltigkeit und Ruhe in denselben, die durch nichts erschüttert werden zu können schien. Seine Bewegungen waren unbeholfen und langsam, und mit derselben Trägheit, mit der er die Karten mischte und ausspielte, folgten seine Augen und Gedanken dem Gange des Spiels. Nur wenn sein Bruder von dem Glücke besonders begünstigt wurde, und er selbst verlor, murmelte er einen kaum verständlichen Fluch, aber selbst dieser Fluch rief nicht die geringste Veränderung in seinem Gesichte hervor, er ließ nur erkennen, daß es ihm nicht gleichgiltig war, ob er gewonnen oder verloren.

Neben dem Tische auf einem niedrigen Stuhle saß die Gretche, ein liebliches Kind von ungefähr achtzehn Jahren. Sie war eifrig mit einem Strickzeuge beschäftigt. Ohne auf das Spiel der beiden Männer neben ihr zu achten, schien sie ganz ihren eigenen Gedanken hingegeben, und nur, wenn der Wind den Regen heulend gegen die Fenster trieb, schlug sie ihr großes, dunkles Auge in die Höhe und schaute mit bangem Blicke durch das Fenster in die dunkle, stürmische Nacht. Der Anzug des Mädchens war sauber und einfach, in seinem Gesichte lag ein ruhiger, fast schwermüthiger Ausdruck, und das reiche, dunkle Haar erhöhte noch die zarte blasse Farbe der Wangen.

Wieder fuhr der Wind heulend über den Moor daher, brach sich pfeifend an der niedrigen Hütte, und durch ihn hindurch klang es wie ein ferner Hilferuf. Das Mädchen schien den Ruf vernommen zu haben, denn es stand auf und trat horchend an das Fenster. (Fortsetzung folgt.)

## Der neue Gesundheits-Polizei-Präsident in der Natur (Ozon).

(Schluß.)

Schönbein in Basel und Jame, Apotheker in Versailles, haben Ozonmeter oder Ozonoskope erfunden, um die Quantität des Ozon in der atmosphärischen Luft zu ermitteln. Der Ozonmeter besteht aus Papierstreifen, die mit einem empfindlichen Reagens (Jod und Stärke) getränkt sind und verschiedene Grade (10) von blauer Farbe haben. Weinabe Weiß ist 0, das dunkelste Violet Grad 10. Diese präparirten Papierstreifen werden je zwölf Stunden der offenen Luft (ohne Sonne) ausgesetzt und dann in Wasser getaucht. Vergleichung der Farbe, welche das Papier jetzt annimmt, mit der, welche es ursprünglich hatte, gibt einen Maßstab für die Quantitäten Ozon in der atmosphärischen Luft. (Das Technische des Ozonometers und die große Vorsicht und Feinheit erfordernde Beobachtung muß man in Scoutteten nachlesen oder sich anderweitig darüber unterrichten. Hier würde es uns zu weit von unserer Darstellung der Hauptfachen ablenken.)



Diese Ozon-Messung ist noch sehr unvollkommen und unsicher, da Vieles von der Genauigkeit und Reinheit der präparirten Papiere und dann noch mehr von dem Farbensinne und dem Augenmaße abhängt. Ohne Zweifel wird man bald sicherere Ozonmeter erfinden. Die Ergebnisse, die man mit den bisherigen ermittelte, sind schon interessant genug. Man hat z. B. gefunden, daß Ozon in bewohnten, geschlossenen Räumen ganz fehlt, während er sich draußen vor dem Fenster oft ganz entschieden in ungewöhnlicher Quantität kundgab. Dieß wird wahrscheinlich zu sichern Ermittlungen über den Unterschied des Stubenlebens und der Beschäftigung und Bewegung im Freien mit Rücksicht auf Ozon führen, eben so zu Mitteln, Ozon in Stuben künstlich zu erzeugen und so die Nachteile der Stubenluft zu verringern, und wer weiß, zu welchen andern Gesundheitsmitteln. Die Quantität des Ozon in der Luft hat einen entschiedenen Einfluß auf jedes athmende Leben. Im Jahre 1845 litt Narau bedeutend an Cholera. Direktor Wolf an der Sternwarte zu Bern beobachtete während dieser Zeit den Ozon-Gehalt der Luft und fand, daß die Cholera in demselben Verhältnisse stieg, als sich der Ozongehalt der atmosphärischen Luft — also deren Kraft, sich selbst zu reinigen, verminderte.

Im Jahre 1855 beobachtete Schönbein in Berlin eine ungewöhnliche Menge von Ozon in der atmosphärischen Luft während einer bössartigen Grippe, die alle Personen ergriff, welche nicht lungenfest waren. Dr. Voetel hat beobachtet, daß gewisse Fieber stets desto mehr wüthen, je weniger Ozon vorhanden ist. In Straßburg stellte sich die Cholera ein, als Ozon ganz ausgegangen war, und nahm in demselben Grade ab, als sich wieder Ozon in der atmosphärischen Luft einfand.

Scoutteten glaubt aus diesen und andern Beobachtungen schließen zu können, daß Cholera, kalte, Sumpfs- und andere Fieber aus organischen, sumpfigen Ausdünstungen hervorgehen oder wenigstens dadurch genährt werden, wenn nicht Ozon genug vorhanden ist, sie zu neutralisiren. Je größer die Hitze, desto mehr solche organisch-miasmatische Ausdünstungen. Fehlt es dann an Ozon und ist eine ansteckende Krankheit schon im Laufe, so nimmt letztere mit der Hitze zu, wie an dem heißesten Tage 1849 in Paris, als die Cholera-pest ihre höchste Höhe erreichte. Der Ueberschuß von Ozon während einer epidemischen Grippe in Berlin, beobachtet von Schönbein, erklärt sich leicht aus dem Ueberschuße, da Ozon auf die Lungen wirkt und die geringste Vermehrung desselben Lungen- und Halsleiden bis zur Entzündung hervorrufen kann.

Aus allen Beobachtungen ergibt sich dieß Resultat, daß die gänzliche Abwesenheit des Ozon in der atmosphärischen Luft stets ungesund ist, mindestens in bewohnten Häusern, besonders in Krankenzimmern und Hospitälern, wo der Luft alle mögliche organisch-miasmatische Partikelchen mitgetheilt werden, daß also Desinfektions-Apparate, wie Phosphorstäbchen in Wasser, gute Gegengifte liefern.

Es ist eine treffende, wenn auch harte Wahrheit, daß wir Alle gegen einander giftig sind. Das theuerste Haupt,

das neben uns schläft, athmet Tod für uns, und umgekehrt. Liebe ist schön, aber die Kohlensäure, die auch die heißest Liebenden ausathmen, ist Gift. Neue Untersuchungen und feine Experimente haben klar bekundet, daß Städteluft nicht nur viel schädliche organische Substanzen, sondern auch direkte Blutgifte enthält; Städteluft röthet das Blut schneller, erregt es mehr, als Landluft. In Manchester, das sechzehn englische Quadratmeilen bedeckt, regnet es mehr, als irgendwo in England, regnet es auch jährlich 20.000 Zentner — Vitriol, das der Regen aus der Manchesterer Luft mit herabspült. Die übermäßig, mit faulen organischen Bestandtheilen, Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas erfüllte Luft begünstigt Krankheiten, reizt das Blut, das Gehirn- und Nervensystem — so daß die Städte im Durchschnitt blaffer aussehen, lebendiger, reizbarer, gewekter und intelligenter sind, also auch eher gebrechlich werden, Verbrechen begehen oder sterben, als die Leute auf dem Lande. Städte athmen dichter, produziren mehr Krankheitsstoffe und Lungengifte, als das dünner bevölkerte Land. Wer weiß, ob wir nicht bereits einem Mittel auf der Spur sind, außer durch öffentliche und Privat-Reinlichkeit, Ventilation, Wasserleitung u. auch durch Ozon die Luft der Städte zu verbessern?

Vor der Hand liegt in den großartigen, schönen Gesundheits-Polizei-Maßregeln der Natur ein großer Trost. Sie sorgt durch Donnerwetter mit Knalleffekt, durch ungeheure Wasserflächen, die Elektrizität frei machen für den Sauerstoff der Luft, auf eine stille, dauernde Weise dafür, daß Elektrizität und Sauerstoff sich stets in bedeutenden Massen zu Ozon verbinden können. Und im Ozon haben Naturforscher aller Nationen gleichmäßig die allermächtigste Gesundheits-Polizei-Behörde erkannt. Was dieses feine, unsichtbare Paar von Luftgeistern noch außerdem in wissenschaftlicher, medizinischer, industrieller und lebensverschönernder Beziehung zu leisten im Stande sein mag, hängt von weiteren ernstlichen, anhaltenden, feinen Beobachtungen, Experimenten und Entdeckungen der Wissenschaft ab, welche in diesem flüchtigen, feinen chemischen Dioskuren-Paare nach jahrelangen Vorbereitungen und Vorstudien nun wenigstens so viel erkannt hat, daß sie in ihren stolzesten, mit der größten Sicherheit auf tretenden Hypothesen einen der einflußreichsten Luftgötter ganz übersah, und daß derselbe von nun an desto sorgfältiger beachtet werden müsse. (Ortlb.)

### Bedürfnisse.

Menschliches Bedürfnis ist Spiel, sagt der Knabe, Liebe der Jüngling; Thätigkeit der Mann und Ruhe der Greis; Kampf der Soldat und Friede der Priester; Wohlthun der Menschenfreund und Haß der Menschenfeind; Ordnung der Konservative und Verwirrung der Revolutionär; Denken der Spiritualist, Fühlen der Sensualist und Vegetiren der Materialist; Eigenthum erwerben der redliche Staatsbürger und Stehlen der Dieb; Dichten der Poet, Singen und Tanzen das junge Mädchen; Küßen die aufblühende, Heirathen die aufgeblühte Jungfrau und Puz die Verblühte; Geld ist ein Bedürfnis für Alle.



## Literatur.

Das deutsch-slovenische Wörterbuch, herausgegeben auf Kosten des Hochw. Herrn Anton Alois Wolf, Fürstbischöfes von Raibach u. c. Gedruckt bei Jos. Blasnik. Raibach. 1860. Besprochen von F. L. . . . . in S.

Das deutsch-slovenische Lexikon, welches von Allen, die sich für die slovenische Literatur interessieren, schon lange mit Sehnsucht erwartet wurde, ist vor mehreren Monaten erschienen. Da wir eine Rezension desselben zu geben gesonnen sind, so dürfte es nicht am unrechten Orte sein, die Geschichte seiner Entstehung voranzuschicken, weil sich jedes Werk aus seiner Genesis am besten erklären läßt.

Bekanntlich hatte schon Vodnik ein Wörterbuch zu schreiben begonnen, dessen Manuskript sich im Besitze des Herrn Professor Metelko befindet. Man erlaube mir ein Paar Worte über das Verfahren Vodnik's bei seiner Arbeit. Er nahm den Uebersetzung her, und übersehte Wort für Wort aus dem Deutschen ins Slovenische. Dadurch wollte er wahrscheinlich den Vorwurf der Armuth, den man auch zu seiner Zeit unserer Sprache machte, faktisch widerlegen. Der Zweck war gut, die Mittel falsch. Er sammelte zwar unter dem Volke auch; aber der Mangel mitwirkender Kräfte — nur Willes verdient als Mitarbeiter erwähnt zu werden — und die Pflichten seines Berufes ließen ihm unmöglich zu, hierin so viel zu thun, als er für nothwendig erkannte, und wahrscheinlich auch zu leisten Willens war. Nur auf diese Art können wir uns genügend erklären, warum er mit der Vollendung seines Werkes, von allen Seiten dazu aufgemuntert, so lange zögerte, bis ihn der Tod überrascht hat. — Es ist ganz natürlich, daß Vodnik nur zu oft auf solche deutsche Ausdrücke stoßen mußte, für die ihm keine entsprechenden slovenischen vorlagen, weil sie entweder unser Dialekt wirklich nicht besitz, oder weil sie dem Vodnik noch nie zu Ohren gekommen waren. Wie hielt er sich aus dieser schwierigen Lage? Er bildete die Wörter selbst. Und so treffen wir den gefeierten Mann auf einem Irrwege an, auf dem sich unsere Lexikographie durch sein Verschulden noch heut zu Tage befindet. Ein Lexikon ist nach unserm Dafürhalten ein Werk, in welchem möglichst alle existirenden Wörter, Ausdrücke und Redensarten einer Sprache geordnet, ihrer Bedeutung nach determinirt und grammatisch, insofern es nöthig ist, auch syntaktisch erklärt erscheinen. Es ist überflüssig zu erinnern, daß hiemit die sogenannten Realencyclopädien, Taschen- und Fremdwörterbücher nicht gemeint werden, indem auch Vodnik derartige Erzeugnisse unmöglich im Sinne haben konnte, obwohl er über die wahre Bedeutung eines Lexikons durchaus nicht im Klaren war; denn wie wäre er sonst im Stande gewesen, mit dem deutsch-slovenischen Theile zu beginnen? Hat so ein Werk nicht den Anschein, als hätte es ein Deutscher zu Nutz und Frommen seiner Landsleute geschrieben, um ihnen, falls sie Slovenisch lernen wollen, das Studium zu erleichtern? Was würden die Deutschen gesagt haben, wenn ihr Uebersetzung mit einem lateinisch- oder französisch-deutschen Werke aufgetreten wäre? Aber er hat sich nicht nur davor in Acht genommen, sondern auch gezeigt, er wisse sehr wohl, daß ein Wörterbuch nicht unumgänglich nothwendig in zwei oder gar mehreren Sprachen verfaßt werden müsse; daß es die Ausdrücke einer Sprache in dieser Sprache selbst erklären könne. Vodnik hatte den Uebersetzung vor sich, und doch sagte er den Geist seines Werkes nicht auf. Man könnte mir einwenden: „Du wirst dem großen Vodnik Mangel an Abstraktionsvermögen vor, und bedenkst nicht, daß Du für Alles nur ihn verantwortlich machst, was schon seinen Vorgängern und der Richtung

seiner Zeit, so wie auch der Noth derselben zur Last gelegt werden soll. Er mußte ja die deutschen Vokabeln den in zahlreichen Fällen unbekannteren slovenischen voranzehen, da sich gewiß alle seine Landsleute, welche eine Schulbildung genossen hatten, besser deutsch als slovenisch auszudrücken vermochten.“ — Ja, was von seinen Landsleuten vorgebracht wird, das ist eine Thatsache. Noch lange später erging es den Slovenen nicht um Vieles besser — wenn sich die Lage der Dinge heut zu Tage auch etwas günstiger gestaltet hat, so bleibt uns doch noch Manches zu wünschen übrig — allein daraus folgt noch immer durchaus nicht, daß Vodnik zuerst auf Einzelne, von denen unsere Literatur nichts erwarten konnte, und mögen dieser Einzelnen auch Tausende gewesen sein, und dann erst auf die gesammte Nationalliteratur seines Volkes hätte bedacht sein dürfen. Wir behaupten ebenfalls, daß sogar noch in unsern Tagen sehr vielen Slovenen ein deutsch-slovenisches Lexikon mehr Bedürfnis ist, als ein slovenisch-deutsches; nur hätten wir von Vodnik, dessen Geist und Bildung seine Zeitgenossen wenigstens um ein halbes Jahrhundert überflügelt haben soll, erwartet, er werde jenes diesem folgen lassen, nicht aber den entgegengesetzten Weg einschlagen. Zu welchem Ziele die von ihm betretene Bahn führen mußte, war uns, seinen Entfern, zu erleben beschieden.

Auch der im Jahre 1848 ins Leben gerufene slovenische Verein arbeitete mit Benützung der noch nicht druckfertigen Handschrift Vodnik's ein Wörterbuch aus, welches 1852 beendet, und parthienweise an mehrere sprachkundige Männer zur Durchsicht herungeschickt wurde. Allein diese Unternehmung gerieth ebenfalls vor der Herausgabe ins Stocken. Wir müssen auch diese Arbeit etwas näher beleuchten. Man war überzeugt, daß Uebersetzung, der uns eigentlich gar nichts angehen sollte, für den jetzigen Zustand der deutschen Literatur, die wieder nicht unsere Literatur ist, veraltet und zu arm geworden sei; darum legte man dem auszuarbeitenden deutsch-slovenischen Wörterbuche den Heinsius zur Basis, und übersehte wieder Wort für Wort. Wenn passende Ausdrücke nicht gleich bei der Hand waren, trat man ebenfalls in die Fußstapfen Vodnik's, und man sagte mit Preschern: „iz svojih homo to mozgan dodali“ (das wollen wir aus eigenem Gehirne geben.) Wir sehen also unsere Lexikographie um keinen Schritt weiter gerückt, als sie zu Vodnik's Zeiten war, was man aber den Herren Mitarbeitern nicht zu sehr verargen darf; denn sie waren, mit etlichen Ausnahmen, junge produktive Köpfe, mitunter sogar Studenten, die noch das Gymnasium besuchten; wie konnten sie also einen klaren Begriff von den an ein Lexikon zu stellenden Anforderungen haben? Wie konnten sie mit unserer Sprache auf einem vertrauten Fuße stehen? Auch darf nicht vergessen werden, daß man sich einem Werke, welches stillen, ruhigen Ernst erheischt, in einer sehr aufgeregten Zeit widmete. Von diesen, mit rühmtenwerthem Eifer sich bethätigenden Kräften konnte die Nation, trotz der späteren Revision reiferer Einsichten, eher ein der Literatur nachtheiliges, als sie wirklich förderndes Resultat erwarten.

Das Schicksal des schon zwei Mal begonnenen und wieder unterbrochenen Werkes sollte endlich entschieden werden. Im Jahre 1854 versprach der nun verewigte Hochwürdigste Herr Fürstbischöf von Raibach Anton Alois Wolf das Wörterbuch auf seine Kosten drucken zu lassen. Die Arbeit lief nach einer mehr als einjährigen Pause wieder vom Stapel und verließ heuer die Presse. Dieses Werk also ist es, dessen genauere Prüfung wir uns eigentlich zur Aufgabe gestellt. (Fortsetzung folgt.)